

„Yakkadir Toshkent“

Unterwegs auf Feldforschung in Mittelasien: Die junge Wissenschaftlerin Kerstin Klenke berichtet über ihre „Materialsammlung“ usbekischer Musik.

Die Erforschung der Popmusik in Usbekistan? Zweifelsohne ein ungewöhnliches Thema, für das sich die junge Musikethnologin Kerstin Klenke interessiert. Hier berichtet sie selbst über ihre Reisen durch das mittelasiatische Land: über die schwierigen Anfänge, das allmähliche Sicheinfinden, über das Leben als junge Frau und Forscherin aus dem Westen in einer anderen Kultur und Gesellschaft. Wenngleich besonders, steht das Projekt doch auch beispielhaft für das Engagement der Stiftung in ihrer Mittelasien/Kaukasus-Initiative.

Zehntausend Meter über der usbekischen Wüste beschleicht mich der Verdacht, dass ich gerade den Fehler meines Lebens begehe: Was hat mich an usbekischer Populärmusik fasziniert? Musikalisch ist das doch eigentlich nichts anderes als orientalisierender Singsang über billigen Synthesizer-Klängen. Und wie bin ich auf die Idee gekommen, mich freiwillig mit Menschen beschäftigen zu wollen, die patriotische Refrains wie „Niemandem werden wir dich geben, Usbekistan“ schmettern? Um Nationalisten – ob singend oder nicht – mache ich in Deutschland doch auch einen großen Bogen. Und was habe ich bei meinem ersten Aufenthalt in Usbekistan vor zwei Jahren an Taschkent so attraktiv gefunden, dass ich mir sofort sicher war, dort leben und arbeiten zu wollen? Ist die Stadt nicht das real gewordene Klischee anti-sowjetischer Propaganda? Verfallende sozialistische Monumentalarchitektur, heruntergekommene Plattenbauten, menschenleere Straßen, riesige Plätze, allgegenwärtige Miliz – ein Albtraum in Grau und Öde.

Während ich mich erfolgreich selbst demoralisiere, nimmt dieser urbane Albtraum unter mir Gestalt an. Ein Blick auf das scheinbar grenzenlose Lichtermeer genügt, um mich endgültig zur Verzweiflung zu bringen: Taschkent ist einfach riesig – definitiv zu groß für mich. Gleich ein ganzes Jahr lang will ich hier bleiben, um für meine Dissertation zum Thema „*Eurasian Grooves: Populärmusik, Identität und Politik in Usbekistan*“ zu forschen. Eigentlich habe ich mir das Projekt gut überlegt und der Forschung mit einer Mischung aus Neugier, Spannung und Abenteuerlust entgegengesehen. Aber in dieser ersten heißen und staubigen Julinacht vor dem Taschkenter Flughafen, inmitten von Wiedersehensszenen und Gepäckbergen, dem Hupen der Taxifahrer und



Kerstin Klenke hat bei ihren Forschungen zur Populärmusik Usbekistans interessante Einblicke in die Kulturpolitik des Landes gewonnen – und viele Sänger und Sängerinnen, Musiker und Bands auch persönlich kennengelernt. Popmusik ist hier ein hartes Geschäft: Die beliebte Girl-Band Setora etwa (großes Bild, links) verlor nach einem Streit mit ihrem Plattenlabel den Namen und auch die Songs. Die Mädchen auf dem Plakat wurden als „Nachfolgerinnen“ gecastet und singen nun zum Playback der Originalband, die jetzt als Setanho auftritt.



Seit Mitte der 1990er Jahre verfolgt die Kulturpolitik das Ziel, eine „nationale Popmusik“ zu entwickeln. Dem Begriff steht jedoch kein fest umrissener Stil gegenüber. Die Verwendung der usbekischen Sprache ist jedoch so gut wie obligatorisch, und ein Rückgriff auf die Volksmusiktraditionen Usbekistans wird von Regierungsseite auf jeden Fall positiv bewertet. Anleihen bei Rap-, türkischer oder arabischer Musik hingegen sind nicht gern gesehen, werden in Maßen aber geduldet.



Gerüchen nach Benzin, Schweiß, Alkohol und Parfum, erscheint mir all das wie ein größenwahnsinniger Plan. Ich bin überzeugt davon, dass es mir in den nächsten zwölf Monaten noch nicht einmal gelingen wird, mich in dieser Zwei-Millionen-Metropole zu orientieren, geschweige denn irgendetwas wissenschaftlich Verwertbares herauszufinden.



Den ersten Monat lebe ich bei Verwandten einer Freundin aus Samarkand. Es ist entsetzlich heiß, auch nachts kühlt es kaum ab, und ich schlafe schlecht. Ich habe täglich zwei Stunden Usbekisch-Unterricht und verbringe mindestens doppelt so viel Zeit mit Hausaufgaben. Parallel dazu starte ich mit ersten Arbeiten an meinem Projekt und beschließe, genau das zu tun, was man klassischerweise zu Beginn einer ethnologischen Forschung tut: das Terrain zu erkunden und zu kartografieren. Mit Stadtplan und Kamera laufe ich durch Taschkent und dokumentiere alles, was auch nur entfernt mit Musik zu tun hat. Zu Hause gelingt es mir gelegentlich, einem alten Radio mehr als Knistern zu entlocken, ich zappe mich durch die usbekischen Fernsehsender auf der Suche nach Musikprogrammen und Videoclips und erstelle Listen von Namen und Songtiteln.



Über Mitarbeiter und Gastwissenschaftlerinnen des französischen Forschungsinstituts IFÉAC lerne ich einige Taschkenter kennen. Es überrascht mich, wie verbindlich meine neuen Bekannten sind und wie viel Zeit sie in den Kontakt mit mir investieren. Ich freue mich darüber, verhalte mich aber deutlich reserviert. Bin ich nicht immer wieder davor gewarnt worden, dass sich hinter besonders netten und offenen Leuten oft Informanten des Geheimdienstes verbergen? Aber was soll ich tun, wenn mir fast alle Usbeken ausgesprochen nett und offen begegnen? Das selbst auferlegte Misstrauen fällt mir nicht leicht, es macht mir das Leben schwer, ich fühle mich unfair, und schließlich entscheide ich mich dagegen: Ich muss einfach anfangen, Leuten zu vertrauen, sonst werde ich in Taschkent weder forschen noch leben können.



Ende August besuche ich mein erstes Konzert im größten Saal Taschkents, dem „Palast der Völkerfreundschaft“, der im Laufe der Forschung zu so etwas wie meinem zweiten Wohnzimmer werden wird. Es ist die Abschlussgala eines Wettbewerbs für Nachwuchsmusiker und -musikerinnen. Keiner der Beteiligten ist bislang auf meinen Listen aufgetaucht, und ich beruhige mich damit, dass es nur Newcomer sind. Mein Sitznachbar erzählt mir, dass das Moderatorenpaar zu den Stars der Populärmusikszene zählt – ich habe noch nie von ihnen gehört und am Ende des Abends ihre Namen schon wieder vergessen. Würde mir in diesem Moment jemand prophezeien, dass ich einige Monate später mit der einen in ihrer Küche über Copyright-Fragen diskutieren und mit dem anderen im Kulturministerium über das Konzertleben in der DDR plaudern würde, hätte ich das für eine absurde Idee gehalten.

Kurz danach findet das wichtigste politisch-musikalische Ereignis des Jahres statt: der Festakt zum Jubiläum der Unabhängigkeit am 1. September 1991,

für den mir ein Mitarbeiter der deutschen Botschaft seine Eintrittskarte überlässt. Bereits drei Stunden vor Eröffnung der Feier beginne ich damit, mir einen Weg durch die mit Lastern, Straßenbahnen und Milizionären fast komplett abgeriegelte Innenstadt zu bahnen. Als ich schließlich das Festareal erreiche, bin ich geschafft, aber das Programm entschädigt mich für alle Strapazen. Ich erlebe ein so faszinierendes wie beängstigendes Spektakel zwischen Bollywood-Movie und Reichsparteitagsaufmarsch: Bunte, perfekt choreografierte Menschenmassen bewegen sich marionettengleich zu einem komplett vorproduzierten Soundtrack, mit den Stars der Populärmusikszene als Höhepunkt, die ihre Münder zum patriotischen Playback wie Fische auf dem Trockenen öffnen und schließen – ich bin beeindruckt.

Einen Tag später ziehe ich für drei Monate in eine neue Gastfamilie in einen der alten Stadtteile Taschkents. Zu dieser Zeit entdecke ich den perfekten Ausgangspunkt für meine Forschungen: das usbekische Staatskonservatorium, an dem ich offiziell als Doktorandin immatrikuliert bin. Nach einem ersten Besuch einige Wochen zuvor, bei dem mir die lokalen Musikwissenschaftlerinnen und Musikwissenschaftler nichts als Unverständnis entgegengebracht hatten – „Warum bloß wollen Sie über usbekische Musik forschen, und dann auch noch über Populärmusik, wo doch Bach und Beethoven vor ihrer Haustür gelebt haben?“ –, habe ich mir von dieser Institution eigentlich nichts mehr erhofft. Aber es gibt dort eine Fakultät für Populärmusik, an der die alten Stars der Szene unterrichten und die neuen Stars – oder solche, die es werden wollen – studieren. Ab sofort verbringe ich meine Tage in Unterrichtsstunden, Prüfungen, Fakultätssitzungen und Klassenkonzerten, sitze mit den Studentinnen und Studenten in Seminaren und feiere mit dem Lehrkörper Geburtstag. Ich habe mein Feld oder zumindest einen Ausschnitt davon gefunden.

Im Oktober gelingt es mir, mich über meinen eigenen Perfektionismus hinwegzusetzen. „Ich muss besser Usbekisch und Russisch sprechen und mehr über die Populärmusikszene wissen, bevor ich jemanden interviewen kann“, hatte ich mir bislang mantraartig vorgebetet. Allmählich wird mir klar, dass ich bis zu meiner Abreise vermutlich kein einziges Interview führen werde, wenn ich tatsächlich auf vollkommene Sprachbeherrschung warte, und dass ich nur etwas über die Populärmusikszene erfahren kann, wenn ich mit Leuten spreche. Mein erster Interviewpartner, Ilya, ist der Freund eines Freundes und arbeitet im Show-Business. Das Ganze ist ein Desaster: Er ist nervös und versteht meine Fragen nicht richtig, ich bin nervös und verstehe seine Antworten nicht richtig, und nach zwanzig Minuten ist alles vorbei. Inzwischen hören wir uns dieses Interview gelegentlich zum Vergnügen an: Ilya ist ein guter Freund geworden, und wir können uns stundenlang über die usbekische Pop-Szene unterhalten.

Anfang November ziehe ich bei meiner Gastfamilie aus. Ich wohne jetzt allein in einem Plattenbau mit Originaleinrichtung aus den 1960er Jahren im Zen-



Der Palast der Völkerfreundschaft (Bild oben) ist der größte Konzertsaal Taschkents, hier treten die Stars der Popszene auf – allerdings nicht während des Ramadan. Der Saal ist bestuhlt, und die Miliz wacht darüber, dass, wenn überhaupt, nur verhalten getanzt wird. Unten: ein Plattenladen in Taschkent. Da eine CD etwa so viel wie 50 Brote oder zehn Prozent des Durchschnittslohns kostet, können sie sich nur wenige Leute leisten. Bei der Verbreitung von Musik spielen die vielen Radiosender daher eine wesentlich größere Rolle.

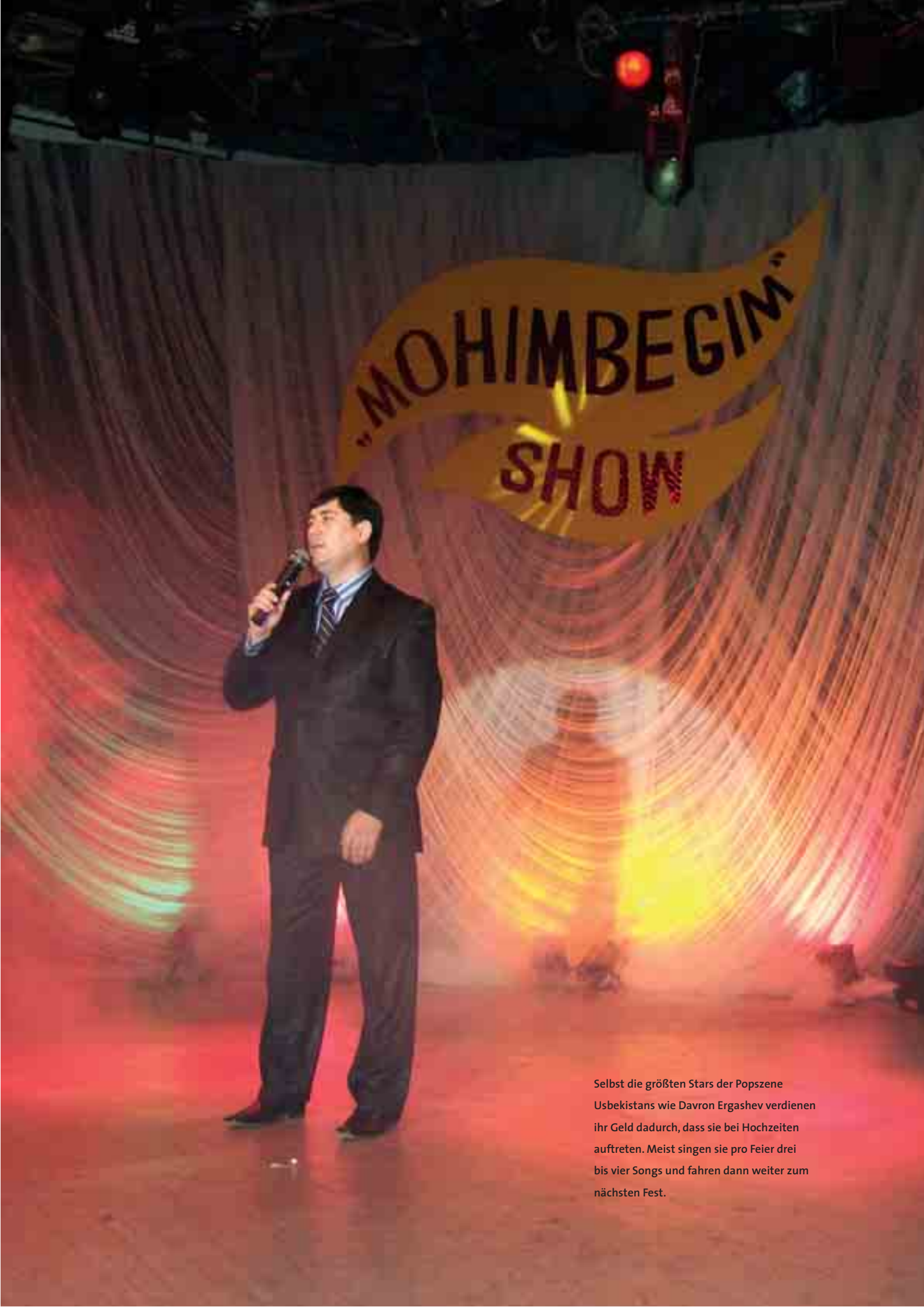
trum Taschkents. Öffentliche Verkehrsmittel nutze ich kaum noch, denn mit dem Taxi ist es schneller und interessanter. Fast jeder, der in Taschkent ein Auto hat, fährt Taxi, um seinen Lebensunterhalt zu sichern: Gemüsehändler ebenso wie Mitglieder der Akademie der Wissenschaften. Nach der üblichen Einleitung – „Woher kommen Sie, was machen Sie beruflich, wie lange sind Sie schon hier, wie alt sind Sie, sind Sie verheiratet, haben Sie Kinder?“ – ergeben sich meist interessante Gespräche über Musik, Politik, Wirtschaft und Moral. Ich bin überrascht und beeindruckt, mit welcher Offenheit Fahrer und Mitfahrer über die Probleme Usbekistans sprechen, wie sie ihr Leben unter den schwierigen Bedingungen meistern und dabei oft ihren Optimismus und ihre Lebensfreude nicht verlieren. Nebenbei erfahre ich so einiges über das Image von Deutschen in Usbekistan, das trotz der zunehmenden anti-westlichen Propaganda nach wie vor ein sehr positives ist – ein unschätzbare Vorteil für meine Forschung. Mich beschämt der Gedanke, dass sich usbekische Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen in Deutschland eher selten so willkommen fühlen dürften.



Tanzen gilt bei Hochzeiten (Bild oben) als Ehrerbietung gegenüber dem Brautpaar. Männer und Frauen tanzen in der Regel getrennt; dabei verteilen die Verwandten des Brautpaares Geld an die Tanzenden, die es dann an die Musiker weitergeben – die Haupteinnahmequelle für die meisten von ihnen. Bild unten: Die offiziellen Feiern zum Unabhängigkeitstag im September sind jedes Jahr ein lange vorbereitetes, perfekt inszeniertes und engmaschig kontrolliertes Spektakel, bei dem sich Tausende von Akteuren zu einem Playback über die Bühne bewegen. Die Auftritte der Stars der Popmusik bilden den Höhepunkt der Veranstaltung.

Ende November sitze ich in einem Unterrichtsraum im Konservatorium. Die Leiterin der Populärmusik-Gesangsabteilung probt einen neuen Song mit einer Studentin. Die Heizung funktioniert nicht, es ist bitterkalt, man kann den eigenen Atem sehen, und wir tragen Mäntel und Schals. Von meinem Platz aus fällt mein Blick durch die riesige Glasfront des Raums über das Stadion des Taschkenter Fußballclubs „Paxtakor“ – „Der Baumwollpflücker“ – und die Sowjetbauten des Zentrums auf die schneebedeckten Berge hinter der Stadt, und das alles unter einem strahlend blauen Himmel im Sonnenschein. Die Studentin singt eine pathetische Hymne auf Usbekistan und seine Hauptstadt, die im Refrain „Yakkadir Toshkent“ – „Taschkent ist einzigartig“ – kulminiert. Während mir die Kälte den Rücken entlangkriecht, die Zähne klappern und ich meine Füße nicht mehr spüre, denke ich, wie Recht sie doch hat und wie sehr ich diese Stadt inzwischen liebe.

Die Wintermonate vergehen in einem atemlosen Aktionismus. In meiner Wohnung ist es kalt und zugig, und ich lebe fast nur noch in der Küche, weil ich dort mit dem Gasherd heizen kann. Die meiste Zeit des Tages verbringe ich aber sowieso im Konservatorium, in Tonstudios, Radiostationen, in Bibliotheken, Plattenläden und Clubs; ich jage und sammle alles: Kontakte, Musik, Bücher, Zeitungen und Interviews. Die Forschungen laufen sehr gut, aber bei jedem Schritt, den ich unternehme, frage ich mich, ob ich damit wohl den richtigen Weg einschlage und welche Konsequenzen meine Entscheidung haben wird: Sollte ich nicht besser Radioredakteur X interviewen als Sängerin Y? Sollte ich nicht überhaupt mehr in der Bibliothek arbeiten anstatt Interviews führen? Ich weiß, dass mir darauf niemand eine Antwort geben kann, es gibt kein Richtig oder Falsch, aber diese Zweifel machen das Forschen und Leben unglaublich anstrengend. Ich bin erschöpft und bräuchte eine Pause – das würde mir auch jedes Ethnologie-Lehrbuch bestätigen –, arbeite aber trotzdem erst einmal weiter.



Selbst die größten Stars der Popszene Usbekistans wie Davron Ergashev verdienen ihr Geld dadurch, dass sie bei Hochzeiten auftreten. Meist singen sie pro Feier drei bis vier Songs und fahren dann weiter zum nächsten Fest.



Im Konzertsaal Zerafshan im Zentrum Taschkents finden kleinere Konzerte statt. Oft laden die Künstlerinnen und Künstler dazu auch Kollegen als Gäste ein. Das Bild oben zeigt Ravshan Kamilov bei einem Konzert von Mohira Asadova. Alle größeren Lokale in Taschkent unterhalten ihre Gäste mit fest engagierten Musikern und Sängern, auch die Gäste selbst greifen gern – wie im Foto unten – zum Mikrofon. Der Lautstärkepegel macht zwar Unterhaltungen oft unmöglich, dafür wird auch während des Essens viel getanzt.

Ende März werde ich schließlich unfreiwillig zu einer Auszeit gezwungen. In Taschkent werden Bombenanschläge verübt, und es gibt Schießereien. Niemand weiß so recht, was wirklich passiert ist, im Fernsehen laufen den ganzen Tag nur Tierfilme und Konzertmitschnitte, und die Radios spielen wie immer die Hitparade rauf und runter. Ich höre Gerüchte, dass Ausländer evakuiert werden sollen, es soll eine Ausgangssperre verhängt worden sein, die Geschäfte und Basare haben angeblich für mehrere Tage geschlossen, und ich merke, wie mich allmählich Panik erfasst. Natürlich wusste ich vorher um die prekäre politische Situation in Usbekistan, das autokratische Regime ist schließlich auch tagtäglich allerorten präsent. Aber wie meine usbekischen Freunde habe ich mir um all das herum mein Leben in einer Art Normalität konstruiert. Jetzt überkommt mich sogar Angst, auf die Straße zu gehen, und sei es nur bis zum Kiosk an der nächsten Ecke. Schon zwei Tage später kehrt die Stadt mehr oder weniger zum Alltag zurück, aber ich fühle mich wie gelähmt. An dem Tag, als der Kauf von Konzertkarten – eine Angelegenheit von höchstens einer Stunde – die Energie des ganzen Tages zu absorbieren scheint, beschließe ich, tatsächlich eine Pause zu machen. Ich fahre noch am selben Abend zu Freunden nach Samarkand.

Nach meiner Rückkehr gelingt es mir, Kontakte in die politischen Machtzentralen des Show-Business zu knüpfen. Ich kann beim Casting der Pop-Stars für die nächste Unabhängigkeitsfeier dabei sein und führe Interviews mit einer Reihe von politisch wichtigen Persönlichkeiten. Die Arbeit in dieser Sphäre ist spannend, aber konfrontiert mich auch mit Herausforderungen besonderer Art: Ich bin umgeben von Männern, die äußerst freundlich und hilfsbereit, aufgrund ihres Status aber daran gewöhnt sind, über jüngere Frauen nach Belieben verfügen zu können. Eindeutig zweideutigen Einladungen zum Essen und zu Wochenendtrips weiche ich freundlich, aber bestimmt aus, muss mir aber immer wieder die Frage stellen, wie ich mich durch die Grauzone vor der ultimativen Grenze bewege: Lasse ich mich darauf ein, mit jemandem in ein Konzert zu gehen, der mir dafür Zugang zu interessanten Akten verspricht, oder ist das für mich schon Prostitution im Namen der Wissenschaft? In diesen Momenten vertraue ich auf meine Intuition und den Rat von usbekischen Freundinnen und laviere mich damit durch die Avancen meiner Informanten.

Ich bin auf der Suche nach Schallplatten aus der Sowjetzeit und verfasse eine Kleinanzeige für eine der Taschkenter Zeitungen. Mein Text sorgt im Anzeigenbüro für großes Gelächter: „Sehr schön, Mädchen, aber das können wir nicht drucken.“ „Warum nicht?“ „Weil da das Wort ‚sowjetisch‘ steht, das geht nicht durch die Zensur.“ In der Verfassung von 1993 ist Zensur verboten worden, 2002 hat die Regierung sie offiziell noch einmal abgeschafft. Meine Freunde sind sich einig, dass die Restriktionen seitdem eigentlich nur zugenommen haben, aber mein Erlebnis vermag selbst sie noch zu erstaunen. Schließlich schreibe ich, dass ich Schallplatten aus der Zeit vor der Unabhängigkeit suche. Zwei Tage später sagt eine Sängerin einen Interviewtermin ab.

Ihr ist gerade die Auftrittserlaubnis wegen moralischen Fehlverhaltens in der Öffentlichkeit entzogen worden.

Es ist Juni, ich beschließe, meinen Aufenthalt um zwei Monate zu verlängern, um die Feiern zum Unabhängigkeitstag ein weiteres Mal miterleben zu können. In meiner Wohnung stapeln sich CDs, Zeitungen, Kopien und MDs mit Interviews, trotzdem werde ich das Gefühl nicht los, eigentlich nichts herausgefunden zu haben. Ich beruhige mich etwas, als ich wie schon im Jahr zuvor die Abschlussgala des Wettbewerbs für Nachwuchsmusiker und Nachwuchsmusikerinnen besuche. Dieses Mal kenne ich alle, die auf der Bühne stehen, und ich weiß sogar, wer wie viel Bestechungsgeld gezahlt hat, um zu gewinnen. Auch den Festakt zum Jahrestag der Unabhängigkeit sehe ich jetzt mit anderen Augen, weil ich mitbekommen habe, was sich im Vorfeld hinter den Kulissen abgespielt hat. Beeindruckt bin ich trotzdem.

Drei Wochen später, in einer warmen, staubigen, trockenen Septembarnacht, verlasse ich Taschkent Richtung Deutschland. Beim Starten blicke ich auf das Lichtermeer unter mir; es kommt mir jetzt gar nicht mehr so groß vor. Nach langwierigen Pass- und Zollformalitäten trete ich schließlich bei sintflutartigem Regen aus dem Flughafen in den kalten, nassen und grauen deutschen Herbst. Zwei Tage später fahre ich Taxi. Der Fahrer ist ein barscher Rheinländer, der sich auf der Fahrt über „Ausländerschwemmen“ und die „Überfremdung“ Deutschlands auslässt. Mich beschleicht der Verdacht, dass es vielleicht der Fehler meines Lebens gewesen sein könnte, nach Deutschland zurückzukehren.

Heute, knapp drei Jahre später, sitze ich inmitten von Feldnotizen, Interviews, Videoclips, Akten, CDs und Sekundärliteratur an meinem Schreibtisch in Hannover und arbeite an meiner Dissertation. In dieser endlosen Schleife von Lesen, Schauen, Hören, Denken und Schreiben ist Usbekistan ständig präsent, aber das scheint einfach nicht genug zu sein. Seit einigen Wochen überfällt mich immer wieder das Fernweh: Es ist der erste Sommer seit vier Jahren, den ich nicht in Usbekistan verbringe; in den vergangenen beiden Jahren war ich jeweils zu kürzeren Nachforschungen in Taschkent. Es hat gute Gründe dafür gegeben, dieses Jahr keine solche Reise zu unternehmen, und die politische Situation in Usbekistan macht selbst das vergleichsweise privilegierte Leben als ausländische Wissenschaftlerin zunehmend schwieriger und unsicherer. Aber all das ändert nichts daran, dass ich diese Stadt, ihre Menschen und meine Arbeit dort schrecklich vermisse. Nächstes Frühjahr werde ich mich noch einmal im Rahmen der Promotion nach Taschkent aufmachen, um zumindest erst einmal meine Forschungen zu den „*Eurasian Grooves*“ und dann auch meine Dissertation abschließen zu können. Ich bin mir aber sicher, dass das nicht meine letzte Reise in diesen einzigartigen „Albtraum in Grau und Öde“ sein wird.

Kerstin Klenke



Wenn Popstars heiraten, versammelt sich in der Regel das gesamte usbekische Show-Business. Im Bild der Auftritt der Band Setanho im Hotel Uzbekistan anlässlich der Hochzeit von Sevara Nazarkhan, die auch in der Weltmusikszene im Westen bekannt ist.